

Die Diglossie-Situation in der (Deutsch-)Schweiz

Diglossie beschreibt eine stabile Form von gesellschaftlicher Zweisprachigkeit, in der eine klare funktionale Differenzierung zwischen einer (sozial) „niedrigen“ Sprachvarietät und einer (genetisch verwandten) „hohen“ Standardvarietät¹ besteht.

Die „hohe“ Standardvarietät ...

- ist grammatisch, lexikalisch und stilistisch komplexer
- ist kodifiziert und normiert
- wird mit sozial prestigereichen Situationen assoziiert
- wird in formellen Sprechsituationen und als Schriftsprache verwendet, nicht in der Alltagskommunikation
- wird sekundär durch die Schule vermittelt, nicht durch die Primärsozialisation.

Die Diglossie-Situation in der Schweiz wird als „mediale Diglossie“ bezeichnet, da sich die funktionale Differenzierung weitgehend auf die Bereiche Schriftlichkeit und Mündlichkeit verteilt.

Diglossie-Situationen finden sich z.B. in arabischen Ländern (klassisches vs. umgangssprachliches, regional geprägtes Arabisch), in Haiti (Französisch vs. Kreol). Der Begriff wird teilweise auch verwendet für Sprachgemeinschaften mit genetisch nicht verwandten Sprachen (Spanisch und Guaraní (Indianersprache) in Paraguay) und schliesslich werden in der allgemeinen Fassung alle Situationen als diglossisch verstanden, in der zwei oder mehr Sprachvarietäten (Register, Soziolekt, Dialekt) unterschiedlichen funktionalen Kontexten zugeschrieben werden (nach Hadumod Bußmann (⁴2008): Lexikon der Sprachwissenschaft. Stuttgart, S. 136).

Arbeitsanregungen:

- 1) Überprüfen Sie, inwiefern die oben stehende Definition auf die deutsche Schweiz zutrifft.
- 2) Hochdeutsch wird geschrieben, Schweizerdeutsch gesprochen. In welchen Bereichen ergeben sich im Alltag Überschneidungen im Gebrauch von Dialekt und Standard?
- 3) Forscherinnen der Universität Zürich gehen davon aus, dass 75% aller in der Deutschschweiz verschickten SMS auf Dialekt geschrieben werden. Wie lässt sich diese Zahl erklären? Welche Vorteile bringt es für die Schreibenden mit sich, dass das Schweizerdeutsche nicht normiert ist?
- 4) Wie müsste eine „schweizerdeutsche Schriftsprache“ Ihrer Meinung nach aussehen? Welche Nachteile brächte eine solche Einheitssprache der Schweiz?
- 5) Im Kanton Genf wird Schweizerdeutsch-Verstehen ab 2012 zu einem offiziellen Schulfach. Obligatorisch Schweizerdeutsch verstehen lernen müssen alle, die das Schwerpunktfach „moderne Sprachen“ auf Sekundarstufe I belegen. Diese Schulstufe heisst in Genf „Cycle d’orientation“, die Schüler sind rund 12 bis 15 Jahre alt. (Tages-Anzeiger vom 28.11.2010). Halten Sie diesen Entscheid für sinnvoll?

¹ Der Begriff „Varietät“ ist ein allgemeiner Ausdruck für die je spezifische Ausprägung eines sprachlichen Verhaltens in einem mehrdimensionalen (regional, sozial, situativ, historisch differenzierten) „Varietätenraum“ (Hadumod Bußmann (⁴2008): Lexikon der Sprachwissenschaft. Stuttgart, S. 772). Dem linguistischen Begriff „Varietät“ entspricht damit in etwa das, was wir im Alltag als Sprache in einer Sprache wahrnehmen (ein Dialekt, die Jugendsprache, die Zeitungssprache usw.).

- 6) Die Sendung 10vor10 hat am 29.4.2008 einen Beitrag mit dem Titel „Deutsche lernen Schweizerdeutsch“ ausgestrahlt. Sehen Sie sich den Beginn des Beitrags an (bis 2:54) und beantworten Sie die folgenden Fragen:
 - a. Wie sind laut Beitrag die Reaktionen der Schweizer, wenn Deutsche Schweizerdeutsch lernen? Was löst diese Reaktion bei den Deutschen aus?
 - b. Worin liegen laut Friederike Wolter die Schwierigkeiten beim Erlernen des Schweizerdeutschen?
 - c. Sind Sie der Meinung, dass Deutsche Schweizerdeutsch lernen sollen?
- 7) Zum selben Thema ist am 20. Juni 2010 in der „NZZ am Sonntag“ der Artikel „Grüzi wohl“ erschienen. Lesen Sie diesen Artikel und bearbeiten Sie die beiden folgenden Punkte:
 - a. Welche Faktoren begünstigen das Erlernen des Schweizerdeutschen? Können Sie diese Punkte nachvollziehen?
 - b. In welchen Bereichen der Sprache ergeben sich Schwierigkeiten für Personen, die Schweizerdeutsch lernen?
- 8) Liegt in den anderen Landesteilen der Schweiz ebenfalls eine Diglossie-Situation vor? Informieren Sie sich im *Kleinen Sprachatlas der deutschen Schweiz* über die Sprachsituation in der französisch- und italienischsprachigen sowie der rätoromanischen Schweiz (S. 25).

NZZ am Sonntag, 20. Juni 2010

Grüzi wohl! Warum Deutsche am Schweizerdeutsch scheitern

Das Interesse, den Schweizer Dialekt zu lernen, ist riesig. Allein an der Klubschule Migros schreiben sich jedes Jahr über 1000 Personen für einen Kurs ein. Viele davon sind Deutsche. Doch trotz sprachlicher Verwandtschaft macht ihnen das Schweizerdeutsch speziell Mühe – mehr als beispielsweise Spaniern, Italienern oder Finnen. Von Simone Schmid

Ottmar Hitzfeld hat einen grossen Vorteil: Als gebürtiger Lörracher spricht er Alemannisch. Sollte sich der Trainer der Schweizer Fussballnationalmannschaft einmal dazu entschliessen, Schweizerdeutsch zu lernen, braucht es nicht mehr viel: Sein Kehlkopf, seine Zunge und unzählige Sprechmuskeln sind schon ziemlich gut auf Schweizer Laute getrimmt. Schwieriger haben es seine Landsleute, die weiter aus dem Norden kommen. Seit Jahren besuchen Tausende von ihnen Schweizerdeutschkurse. Keine Sprachschule in der Schweiz, die nicht Mundart-Training anbieten würde. Allein an der Migros-Klubschule besuchten letztes Jahr 1000 Personen einen Schweizerdeutschkurs. Deutsche, die tatsächlich Dialekt sprechen, trifft man jedoch selten.

Dabei verstehen vor allem Süddeutsche die Schweizer Mundart oft ohne Probleme. Wenn es aber ums Sprechen geht, haben Deutsche mehr Schwierigkeiten mit dem Schweizerdeutschen als zum Beispiel Finnen oder Spanier. Dies beobachtet auch die Sprachlehrerin Silvia Forrer, die bei EB Zürich Mundart unterrichtet. „Am Anfang betonen die Deutschen alles komplett falsch“, sagt sie. Das Problem ist die enge Verwandtschaft der beiden Sprachen. Das Hochdeutsche hilft zwar beim Verstehen, aber gleichzeitig ist es eine einzige Fehlerquelle, weil Wörter und Satzbau übernommen werden. Das Resultat sind die sogenannten falschen Freunde: So bedeutet das Zürichdeutsche „ich mag nid kchoo“ eben nicht „ich mag nicht kommen“, sondern so etwas wie „ich komm damit nicht zu Rande“. Auch in der Grammatik gibt es solche Fallen: Die Mundart kennt zum Beispiel kein Imperfekt, womit der Satz „ich war geschter z Bärn“ zwar verstanden wird, aber entlarvend falsch ist. „Eine Italienerin, die nachspricht, was sie hört, lernt den Dialekt tatsächlich einfacher“, sagt Iwar Werlen, Professor für Allgemeine Linguistik an der Universität Bern.

Die wohl umfassendste Studie zum Thema („Deutsche in der Deutschschweiz“, Werner Koller) kommt zum Schluss, dass Deutsche, die schon einen deutschen Dialekt sprechen, einfacher und schneller Schweizerdeutsch lernen. Befragt wurden 100 Personen, die sich in der Schweiz niedergelassen hatten. 33 von ihnen sprachen „gut bis sehr gut“ Schweizerdeutsch, wobei die meisten den Dialekt innerhalb von drei Jahren erlernt hatten. Die interviewten Personen waren sich aber fast alle einig, dass es nicht möglich sei, Schweizerdeutsch perfekt zu lernen.

Als eines der grössten Hindernisse beim Lernen des Dialekts nennt die Studie die Schweizerinnen und Schweizer. „Sie helfen Deutschen kaum in ihrem Bemühen, zum Schweizerdeutschen zu wechseln, reagieren negativ darauf, empfinden es als Sich-Eindrängen ins Schweizerische und empfehlen ihnen, besser beim Hochdeutschen zu bleiben“, lautet das Fazit. Dieser Befund aus dem Jahr 1992 hat sich nicht geändert. „Die Bereitschaft, radebrechendes Schweizerdeutsch nett zu finden, ist gering“, sagt Christof Meier, der Leiter der Integrationsförderung der Stadt Zürich. „Wenn ein Welscher Schweizerdeutsch spricht, sagen wir: Jööö. Ein deutscher Akzent kommt viel negativer an“, sagt Sprachforscher Werlen. Durch negative Reaktionen werde das Lernen blockiert.

Das grösste Problem aber sei das Alter der Zuwanderer, glaubt Werlen. Als Erwachsener einen Dialekt zu lernen, sei „extrem schwierig“. In der Sprachwissenschaft geht man davon aus, dass

40 nur rund 3 Prozent aller Personen überhaupt in der Lage sind, nach der Pubertät eine Sprache so zu lernen, dass sie wie ihre Muttersprache klingt. Gerade die sprachlichen Details, die schwer zu erlernen sind, machen aber oft den Unterschied aus zwischen Standardsprache und Dialekt.

45 So ist ein Mensch auch in der Schweiz ein Mensch, aber man sagt „Mänsch“ oder „Mönsch“ zu ihm. Das tönt einfach. Doch um diese Nuance zu erkennen, braucht es ein gutes Gehör. Und damit es bei der Aussprache echt klingt, müssen die Sprechmuskeln richtig koordiniert werden. Für das Gehirn eines Erwachsenen ist das schwierig. „Ein Säugling kann rein physisch jede Prosodie, also jede Sprachmelodie, lernen, egal ob Spanisch oder Chinesisch“, erklärt Werlen. 50 Doch nach dem Lernen der Muttersprache beherrscht diese das Gehirn. Die feinmotorische Koordination, die es für die Aussprache dieser Sprache braucht, wird automatisiert. „Beim Lernen neuer Laute muss das Gehirn sozusagen neu programmiert werden“, erklärt Werlen. Je älter ein Mensch, desto schwieriger werde das.

Das Schweizerdeutsche hat aber noch ein paar Stolpersteine mehr zu bieten als nur eine ungewohnte Aussprache: die Grammatik, die ungeschriebenen Regeln und tausend Ausnahmen. Das 55 Wort Staubsauger ist ein schönes Beispiel. Wann spricht man das „au“ als „au“ aus? Und wann als „uu“? Diese Regel kann wohl niemand erklären. Aber doch ist allen klar, dass man „Staubsuuger“ und nicht „Stuubsauger“ sagt. „Schweizerdeutsch ist keine kodifizierte Sprache“, sagt Iwar Werlen. Das heisst, dass die Regeln nirgends verbindlich festgeschrieben sind. „Aber dennoch kann man unglaublich viel falsch machen.“ Besonders Akademiker hätten 60 Angst, sich zu blamieren. Wem sein Ruf egal ist und wer sich auch von negativen Reaktionen von Schweizern nichts anhaben lässt, der lernt den Dialekt besser.

In den Informationsveranstaltungen für Deutsche werde auf dieses Problem hingewiesen, sagt Meier. Er rät zwar nicht explizit von Sprachkursen ab. Aber zur Integration reiche es völlig aus, wenn man den Dialekt verstehe. Für die Deutschen sei diese Lösung vollkommen normal: „In 65 München erwartet auch niemand, dass Kölner, Zürcher oder Hamburger Bayrisch reden.“

Hinweise für die Lehrperson

Die Fragen beleuchten die Diglossie-Situation von verschiedenen Seiten und überschneiden sich zum Teil. Es wird empfohlen, auszuwählen und selbst Schwerpunkte zu setzen.

Als Einstieg eignet sich auch eine kurze Bestandesaufnahme der Diglossie-Situation in der deutschsprachigen Schweiz, da die Lernenden tagtäglich damit konfrontiert sind. Dazu erhalten alle Schülerinnen und Schüler Karten in zwei verschiedenen Farben, auf denen sie je Beispiele für Situationen notieren, in denen Hochdeutsch resp. Schweizerdeutsch verwendet wird. Beim Sammeln, Ordnen und Diskutieren der Beispiele kann bereits der Begriff der medialen Diglossie eingeführt werden. Die Arbeitsanregungen 2) bis 4) lassen sich gut in diese Diskussion einbeziehen.

Zu den Arbeitsanregungen:

ad 1)

grammatisch, lexikalisch und stilistisch komplexer:

Die Ansicht der dürftigen Besetzung aller grammatischen Strukturen geht auf die sogenannte „Defizit-Hypothese“ von Basil Bernstein zurück, wonach die Sprechweise der sozialen Unterschicht „restringiert“ sei, die Sprechweise der Mittel- und Oberschicht dagegen „elaboriert“. Diese Hypothese wurde in der Germanistik auf das Begriffspaar Dialekt/Standard übertragen: Die Dialekte haben nur einen reduzierten Wortschatz, wenig syntaktische Pläne und wenig Möglichkeiten der logischen Strukturierung, z. B. keine hypotaktischen Konjunktionen. Diese Defizit-Hypothese ist mittlerweile widerlegt. Dialekt und – in diesem Fall – Hochsprache unterscheiden sich **in ihren prinzipiellen Möglichkeiten nicht**. Der auffallende Unterschied liegt vielmehr in der Besetzung und Häufigkeit der Verwendung (Frequenz) bestimmter grammatischer Möglichkeiten. Die Unterschiede, z. B. die häufigere Parataxe in Dialekt (beigeordnete Sätze) oder die konkrete Ausdrucksweise gegenüber der Hypotaxe und der abstrakteren Ausdrucksweise in der Hochsprache, sind keine Systemunterschiede, sondern lassen sich durch die verschiedenen Verwendungsbereiche von Dialekt und Hochsprache erklären (Mündlichkeit vs. Schriftlichkeit). (nach Heinrich Löffler (2003): Dialektologie. Eine Einführung. Tübingen, S. 4f.)

Beispiele für die unterschiedliche Besetzung der grammatischen Möglichkeiten (lokal unterschiedlich):

stärker differenziert im Standard	stärker differenziert im Dialekt
Tempussystem: <i>Ich kam, ich war gekommen, ich werde kommen</i>	Pronomen (stark, schwach, Ausfall): <i>Weiss är, wo du / de / d / Ø woonsch?</i> => Die Varianten „d“ und „du“ gelten in der ganzen Deutschschweiz, allerdings ist das schwache Pronomen „d“ deutlich frequenter; die Variante „de“ sowie Ausfall des Pronomens finden sich vor allem im Nordwesten der Deutschschweiz
Kasussystem: <i>der Mann, den Mann, dem Mann, des Mannes</i>	Verbverkleinerung: <i>schaffe / schäffele / schäfferle</i>
Relativsätze: <i>Der Mann, der soeben das Haus verlässt / den ich kenne / dem ich dies verdanke</i>	Komparativanschluss (bei phrasenförmigen, satzförmigen Vergleichen): <i>Si isch elter als / weder / wie / wan ich.</i> <i>Si isch elter als (dass) / weder (dass) / wie (dass) / wan (dass) ich gmeint ha.</i> (vgl. Syntaxkarten 3 und 4)
	geschlechtsspezifisches Zahlwort: <i>zwee / zwoo / zwäi</i> (vgl. Karte 109)

Auch in Bezug auf die Lexik gibt es Verwendungsbereiche, in denen die Dialekte komplexer sind. Beispiel für die lexikalische Komplexität beim Verb „arbeiten“ (Zürich- und Berndeutsch):

schaffe (arbeiten); *chrampfe*, *chrüpple* (schwer arbeiten); *moorggse* (mühsam arbeiten); *büeze* (gegen Geld arbeiten); *büggle* (schnell arbeiten); *schäffele* (langsam arbeiten); *chüingele*, *gvätterle* (unfachgemäss arbeiten), *schludere* (nachlässig arbeiten)

ad 2)

Schriftlichkeit des Dialekts herrscht vor allem im Bereich der neuen Medien vor, um Nähe und das Informelle einer Situation zu signalisieren. Mündlichkeit der Hochsprache lässt sich im Fernsehen/Radio (bestimmte Sendungen!), z. T. bei Reden oder auch im Austausch mit Leuten, die Schweizerdeutsch nicht verstehen, beobachten.

ad 3)

SMS sind informell und persönlich; Vorteil des Schweizerdeutschen: Man kann keine Orthografie-Fehler machen (siehe KSDS, S. 27f.).

ad 4)

Nachteile: Abkoppelung vom der deutschen Sprachgemeinschaft (ökonomisch, kulturell und kommunikativ fragwürdig) (siehe KSDS, S. 26)

ad 6)

<http://www.sendungen.sf.tv/10vor10/Sendungen/10vor10/Archiv/Sendung-vom-29.04.2008>
(1.5.2013)

Alternative zum AB I.II.:

Diskussion um Hochdeutsch und Schweizerdeutsch

Die Diskussion um Dialekt und Hochdeutsch findet in der Schweiz wellenartig immer wieder statt. Kürzlich ging es beispielsweise um die Frage, ob im Kindergarten Hochdeutsch gesprochen werden darf/soll.

Am 16.10.2010 löste ein Artikel im „Tages-Anzeiger“ wieder eine heftige Diskussion aus: Peter von Matt, bis 2002 Professor für neuere deutsche Literatur an der Universität Zürich, hat für das Magazin „Tintenfass“ einen Beitrag geschrieben, der vom „Tages-Anzeiger“ in gekürzter Form übernommen und ohne Einverständnis des Autors mit dem polemischen Titel „Der Dialekt als Sprache des Herzens? Pardon, aber das ist Kitsch!“ versehen wurde. Der „Tages-Anzeiger“ hat damit eine Leserbriefflut ausgelöst, wie sie für sprachliche Fragen ungewöhnlich ist. Mit dem Text im „Tintenfass“ wollte Peter von Matt den vielen nichtschweizerischen Lesern dieses Magazins die Besonderheit der deutschschweizerischen Sprachsituation erklären. [...] Auf den [...] im „Tages-Anzeiger“ weggelassenen ersten Seiten schildert er den schweizerhochdeutschen Abwehrkampf gegen bestimmte Ausdrücke des bundesdeutschen Hochdeutsch, etwa der Spargeln gegen die Spargel oder des Coiffeurs gegen den Frisör und leitet dann zum Thema „Hochdeutsch versus Schweizerdeutsch“ über. (Quelle: Ruedi Schwarzenbach in „Schweizerdeutsch. Zeitschrift für Sprache in der deutschen Schweiz“, 3/10, S. 23)

Nach der Lektüre des Artikels soll herausgearbeitet werden, worin der von Peter von Matt beschriebene „Dialektwahn“ besteht und welche Folgen er gemäss von Matt für die Deutschschweizer hat. Der Artikel bietet einige Ansatzpunkte für eine Diskussion.

Ergänzend können weitere Artikel gelesen werden, die in den drauffolgenden Tagen erschienen sind und sich auf von Matt beziehen (z. B. Interview mit Helen Christen vom 20.10.2010 „Bei Immigranten benutze ich nach einer ‚Inkubationszeit‘ Mundart“ oder Thomas Widmers Beitrag „Mein Dialekt ist kein Tumor“. In der Zeitschrift „Schweizerdeutsch“, 3/10, finden sich, bereits zusammengestellt, einige Randnotizen und Lese Früchte zu von Matts Artikel (für LPs)).

Auch die 296 Kommentare zum Artikel sind immer noch einsehbar und widerspiegeln, wie die Leserinnen und Leser vom Thema betroffen sind – und wie sie teilweise von Matt absolut missverstanden haben.

Sämtliche Artikel finden sich im Dossier „Dialekt/Hochdeutsch“.